

Berns zukünftiger Sport- und Spielplatz im Eichholz

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 46

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646048>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Meer; Land hob sich empor; zwischen den Lagunen, den Binnenseen und trägen Flußläufen wuchsen, von einem heißen Klima gefördert, mächtige Urwälder von Erlen, Birken, Pappeln und Nußbäumen; aber auch Abdrücke von riesigen Palmenwedeln und Sumpfpfropfen und einem Verwandten des kalifornischen Mammutbaumes findet man in der schwarzen Erde. Es mag in jener Gegend ähnlich ausgelesen haben wie heute in den Sumpfreionen von Georgia und Florida.

Diese Wälder nun verkohlten im Sumpf und ihre Baumleichen wurden im Laufe der Jahrtausende von einer mehr oder weniger dicken Erd- und Humusschicht überdeckt, unter der man sie heute als Braunkohle hervorträbt.

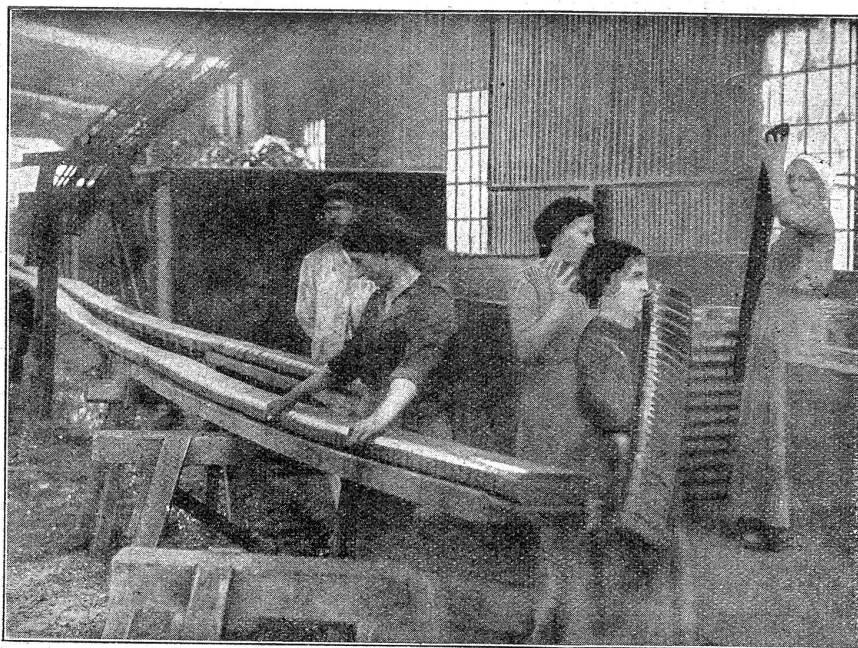
Lange wußte man nichts Rechtes mit dieser Kohle anzufangen. Sie enthielt zu viel Wasser, bis zu 60%, Erinnerungen an ihre Sumpfheimat. In solcher Zusammensetzung war sie als Brennmaterial sozusagen wertlos. Erst, als man es verstand, durch Rosten und Pressen die unliebsame Wasserbelastung zu beseitigen, nahm die Braunkohlegewinnung ihren Aufschwung. Nun lobnte es sich auch, die Sache im Großen zu betreiben, riesige Bagger- und Kohlepfähre zu erstellen. Wo eine nur wenig mächtige Erdschicht abzuräumen ist, rentiert der Abbau umsomehr. Wenn sich die Braunkohlenschicht als ergiebig erweist, so entstehen jene langen ruhigen Fabrikgebäude, die für die Kohlenreviere so charakteristisch sind, und bald rauchen die hohen Schloten und gießen ihre Rauchschwaden über die Landschaft. Auf endlosen Bändern gleiten die gemahlten, gerösteten, gepressten und zu Bricketts geformten Massen durch die Räume und werden am Ende von fleißigen Armen gefaßt und geschichtet. (Vergl. Abbildung auf S. 551.) Sie sind nicht um ihre Arbeit zu beneiden, die ruhigen und beschmutzten Männer und Frauen, die da tagaus, tagein, jahraus und jahrein an den Maschinen und an der Rutsche stehen. Wenn die langen Menschen nach acht langen Stunden die Ablösung kommt, dann werden sie wohl jedesmal froh aufatmen. Wer möchte es übers Herz bringen, einem Gesetze zuzustimmen, das sie wieder länger ins Arbeitsloch zwingt! Gewiß nur oedankenlose oder hartherzige Menschen sind dazu fähig, Leute, die selber nicht eine Stunde solche Arbeit leisten möchten.

H. B.

Leichenzug.

Vor'm Hause saß ich zur Mittagszeit,
Da kam ein Geleite gegangen.
Stumme Menschen schritten zu zweit,
Mit Augen, heißen und bangen.
Ein Kindlein lag im kleinen Schrein,
Das sah dem Tode verfallen.
Es lachte noch eben dem Mütterlein
Mit seinem lieblichen Lallen.
Die Sonne glückte. Ein Glöcklein rief,
Ein frisches Grab stand offen,
Dreien senkten sie den Schrein so tief
Mit allem seligen Hoffen.
Ein Lüftchen wehte. Weit oben im Blau
Kam schimmernd ein Wölklein gezogen...
Mir war, als sei zur himmlischen Au
Des Kindleins Seele entflohen.

E. Dser.



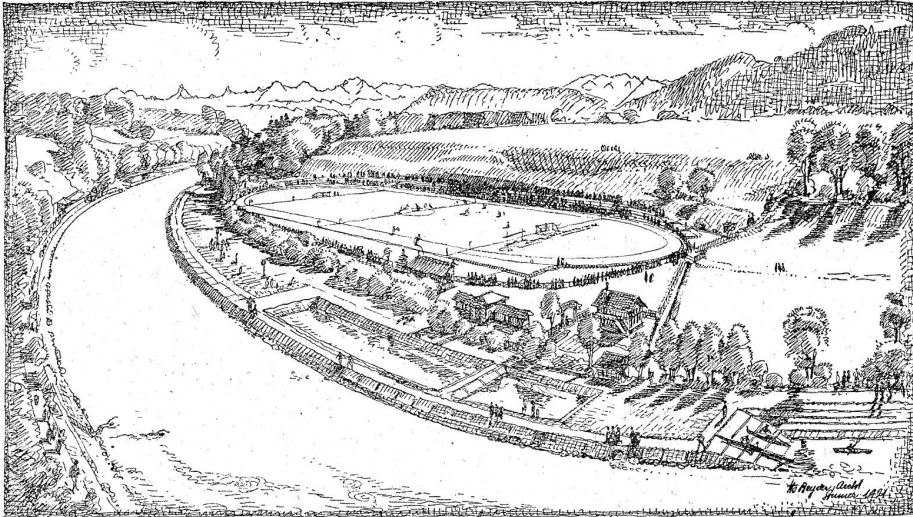
Das Verladen der fertigen Preßkohlen von der Rutsche in den Eisenbahnwagen.

Berns zukünftiger Sport- und Spielplatz im Eichholz.

Gegenüber den dunklen Hängen des Dählhölzli, von denen an schönen Sommertagen der Blick entzückt über den rauschenden Aarestrom nach dem smaragdgrünen Gelände des Eichholz hinüberschweift, wird seit geraumer Zeit mit Eifer an der Errichtung eines großzügigen und den neuzeitlichen Bedürfnissen entsprechenden Sport- und Spielplatzes gearbeitet. Die ideale Lage des Ortes und das zu erstrebende Ziel mußte die Schöpfer der Anlage, die Gymnastische Gesellschaft Bern, zu besonderer Tatkraft anspornen. In der Tat hat diese nicht nur auf fremde Hilfe gebaut, sondern selbst tüchtig Hand ans Werk gelegt. Von ihren 400 aktiven Mitgliedern hat sich im abgelaufenen Sommer beinahe die Hälfte zu einer Arbeiterleistung von wenigstens dreißig Stunden verpflichtet. Damit haben die Betreffenden bewiesen, wie sehr ihnen an der raschen Verwirklichung ihres Vereins- und Sportprojektes gelegen ist, und wie sehr dieses die Sympathie der weitesten Kreise verdient, mahnt doch die Neuzeit immer mehr zur Rückkehr zur Natur, zur freien körperlichen und seelischen Entfaltung in derselben.

Auf dem grünen Wiesenplan des 20,500 m² umfassenden Sportareals des Eichholz soll nach Vornahme großer Planierungs- und Entwässerungsarbeiten ein Übungsfeld für Berns Jungmannschaft entstehen, das seinesgleichen in der Schweiz suchen dürfte. Dort werden unsere Jünglinge und Männer Gelegenheit haben, ihre Lungen zu weiten, Wille und Sehnen zu stärken, den Blick zu schärfen und sich im gereizten Kampf- und Wettspiel das Höchstmaß der Körpergeschmeidigkeit anzueignen. Auch der Schwimm- und Eisport sollen zu ihrem Rechte gelangen.

Dem alten Wahlspruch „Mens sana in corpore sano“ gemäß, soll dort durch das Mittel der Leichtathletik die Körperbildung systematisch und in veredelndem Sinne gefördert werden. Solches kann aber nur unter fachkundiger und zielbewusster Leitung geschehen, wofür die Gymnastische Gesellschaft Bern alle Gewähr bietet. Ihr Ziel ist es namentlich auch, die noch schulpflichtige Jugend an eine geordnete und gesunde sportliche Betätigung zu gewöhnen. In diesem Bestreben hat sie in ihrer beiden Jugendliegen mit 260 Teilnehmern schon schöne Erfolge erzielt. Der weitere Ausbau derselben wird aber nur möglich sein, wenn das



DER SPORT- & SPIELPLATZ DER GYMNASIENGESELLSCHAFT IN BERN

bisherige zeitlich und räumlich begrenzte Übungsfeld im Schwellenmätteli bald mit dem neuen Sportplatz im Eichholz vertauscht werden kann. Es darf als ein schönes Zeichen von Wagemut bezeichnet werden, daß die Gymnastische Gesellschaft Bern das vaterländische Werk, das einen vorläufigen Aufwand von mindestens Fr. 30,000 erheischt, trotz schwerer Zeit an die Hand genommen hat. Ein weiterer Lichtblick in diesem Zusammenhang ist der, daß dessen Vollendung auch vielen Arbeitslosen Betätigung sichert. Auch aus diesem Grunde verdient die finanzielle Förderung der großzügigen Sportanlage die Aufmerksamkeit aller derjenigen, denen das gegenwärtige sowie zukünftige Wohl ihrer Mitbürger am Herzen liegt. Dank dem Wohlwollen der Behörden und anderer Kreise sind von den erforderlichen Fr. 30,000 bis heute Fr. 20,000 aufgebracht worden. Für die gezeichneten Beiträge werden entweder auf dem Terrain hypothekarisch sichergestellte Schuldbriefe oder aber — für die kleineren Beiträge — unverzinsliche und unkündbare Anteilsscheine zu Fr. 50 ausgegeben. Solche Verpflichtungs- sowie Zeichnungsscheine liegen im Offiziellen Verkehrs-bureau Bern auf, in dessen Fensterauslage zurzeit eine Ansicht des Sportplatzes ausgestellt ist, die einen guten Begriff von seiner wunderbaren Lage am Aareufer gibt. Direkte Einzahlungen können auch auf Postcheck. G. G. B. Sportplatz Eichholz III/4016 erfolgen. St.

Modetorheiten im Urwald.

Wenn man von Extravaganzen und Narreteien der Mode hört, denkt man unwillkürlich zunächst an gewisse Großstadtdämchen, die im Verein mit erfinderischen Bekleidungskünstlern den Toilettengeschmack der Mehrzahl aller braven Frauen verderben. Indessen grassiert die Modetorheit überall, auch in den entlegensten Teilen der Welt. Sie bringt es zum Beispiel mit sich, daß von alters her die Chinesinnen durch zu enges Schuhwerk ihre Füße verkrüppeln und daß die Botokuden in Brasilien ihre Unterlippe durch ein Stück Holz verlängern, welches einem wahren Faßpund gleicht, woher denn auch ihr aus dem Portugiesischen stammender Name (Botoque = Faßhahn) kommt. Eine reichhaltige Musterkarte von Auswüchsen der Mode läßt sich auch auf Grund der Berichte von Afrikareisenden zusammenstellen und mit den Besonderlichkeiten in der Tracht unserer schwarzen Mitschwester, namentlich soweit es sich um die Urwaldbewohner des äquatorialen Afrika handelt, wollen wir uns hier kurz beschäftigen.

Eine schwarze Schöne hat im allgemeinen nicht viel anzuziehen, aber die Herstellung der Toilette nimmt weit mehr Zeit in Anspruch, als die mangelhafte Kleidung vermuten ließe. Die größte Sorgfalt wird, ganz ähnlich wie bei unseren Modedamen, auf die Anfertigung einer möglichst

„dicken“ Haarfrisur verwendet. Dr. Arnold Schulz, einer der Teilnehmer der wissenschaftlichen Expedition des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg, fand bei den Stämmen der Lule und N'hem Weiberfrisuren, die alles früher Gesehene in den Schatten stellten. Es handelte sich, schreibt er, um wahre Kunstbauten aus Rotangflößen, falschen Haaren, Pflanzenfasern und einer ansehnlichen und gewichtigen Menge von Fremdkörpern, wie Perlen, Knöpfen usw., die mit dem natürlichen Haar zusammen zu einem architektonischen Ganzen verarbeitet wurden. In mancher Beziehung seien die Trägerinnen solcher Frisuren nicht zu beneiden, denn das nirgends fehlende Ungezieser finde in den letzteren einen sicheren Unterschlupf, auch müßten die betreffenden Frauen behufs Schonung der so mühevoll, oft durch wochenlange Tätigkeit vollendeten Haartracht nachts mit dem Hals auf der Bettkante ruhen, was sie aber in ihrer kindlichen Eitelkeit gerne auf sich nahmen.

Um den Leib tragen die Frauen und Mädchen der meisten Negervölker Zentralafrikas einen kurzen Lendenschurz, der entweder aus dünnen Katunseiden oder aus einem Gewebe von Pflanzenfasern, vielfach auch aus einem Grasvorhang besteht. Als Schmuckgegenstände sind vor allem jene billigen weißen und blauen Glasperlen beliebt, die von Europa eingeführt werden und die, wie schon zu Burtons und Livingstones Zeiten, auch heute noch ein sehr kurantes Tausch- und Handelsobjekt bilden. Außerdem werden vielfach Messingspangen und ebenfalls aus Messing gearbeitete Beinspiralen getragen, namentlich von solchen Frauen, die als Favoritinnen der Häuptlinge oder Dorfkönige einen etwas höheren Rang einnehmen. Ringe und Holzplöcke, in den Ohrenlappchen oder der Nasenwand befestigt, werden ebenfalls als reiz erhöhende Anhängel betrachtet. Bei gewissen Negervölkern, wie den Mangbettu (von Schweinfurth Mombuttu genannt), die zwischen den Stromgebieten des Kongo und des Nil wohnen, tritt in Bezug auf die Anordnung und Verwendung all dieser Trachtartikel schon ein etwas gewählterer Geschmack zutage. Nach Dr. Schübok, einem weiteren Teilnehmer der oben genannten Afrika-Expedition, die in den Jahren 1910—1911 stattfand, müssen die Mangbettufrauen, wenigstens die vornehmeren, auch nach unseren Begriffen als gepflegte Damen gelten. Sie waschen sich täglich mehrmals von Kopf bis zu Füßen, am liebsten mit warmem Wasser, wobei sie auch die Seife nicht scheuen, sofern sie durch die Gunst eines Reisenden in den Besitz eines solchen Toiletteartikels gelangen. Im Gegensatz zu den Männern lieben sie es auch, den Körper zu bemalen, und zwar mit dem schwarzen Saft der Gardeniafrucht; andererseits wissen sie in der Tracht von Schmuckgegenständen Maß zu halten. Schübok fand bei ihnen in der Herstellung aewisser Schürzen und Strohhüte — letztere von den Männern getragen — eine ganz bedeutende Kunstfertigkeit, die sich in einer erstaunlichen Variation von Mustern und Detailausführungen befand. Und dabei handelt es sich um einen ausgesprochenen Kannibalenstamm, dessen ursprüngliche Wildheit nur durch die harten Gesetze des belgischen Kongostaates einigermassen gebändigt wird.

Außerordentlich grotesk wirkt dagegen wiederum die Tracht der Bana-Weiber, die einem Negerstamm des südlichen Kamerungebietes angehören. Erschien schon die Haarfrisur dieser Frauen dem Verfasser Dr. Schulz sehr sonderbar, so noch mehr das einzige wirkliche Kleidungsstück, das sie trugen. Dieses bestand aus einer um die Hüfte getra-